

Macht im Wechselspiel von Herrschaft, Kritik und Wissensgenese darstellen« (Purtschert/Meyer 2010: 131). Sie regen an, nicht die Kategorien zu begrenzen, sondern die Macht zu reflektieren, welche bei der Auswahl der Kategorien zum Tragen kommt (vgl. ebd.: 131). Dabei sollten intersektionale Ansätze selbstkritisch nach den theoretischen Ausschlüssen fragen, die sie produzieren.

Eine weitere Herausforderung, die sich aus der Berücksichtigung vielfältiger potenziell relevanter Kategorien ergibt, ist die Fülle an Lebenslagen, die dadurch theoretisch wie auch analytisch sichtbar wird. Sie stellt Forschende vor die Aufgabe, diese in ihren Überkreuzungen, Durchdringungen oder Verschränkungen – je nach zugrunde gelegtem Intersektionalitätsansatz – auch empirisch zu untersuchen. Dies führt zu einer erhöhten Komplexität in Erhebung und Auswertung.

Anhand der skizzierten Kritiken wird exemplarisch deutlich, dass innerhalb der Intersektionalitätsdebatten keineswegs Einigkeit über den ›richtigen‹ Zugang zu und Umgang mit der Thematik besteht. Werden Kategorisierungen als Machtverhältnisse oder als Differenzen konzipiert? Was bedeutet dies jeweils in der Konsequenz für die eigene Arbeit? Soll die Anzahl der Kategorien beschränkt werden oder muss gar der Blick auf das gerichtet werden, was mit den Kategorien nicht erfasst werden kann und damit ausgeschlossen wird? Diese Fragen nach der theoretischen Konzeption sind innerhalb des Themenfeldes Intersektionalität nach wie vor offen (vgl. Ganz 2012: 130). Zwar scheinen sich stark prägende Strukturgeberkategorien abzuzeichnen, wie Kerner formuliert, dies bedeutet jedoch noch nicht, »dass den weniger stark prägenden Strukturgebern nicht auch eine große Bedeutung zukommen kann« (Kerner 2011: 191). Kerner weist darauf hin, »dass es vielmehr von den je eigenen Forschungsinteressen und theoretischen Grundüberzeugungen abhängt, welche Kategorie oder auch welches Set an Kategorien an den Anfang eines intersektionalitätsanalytischen Projekts gestellt werden sollte« (ebd.: 191). Dabei ist die »Annahme von Kategorien [...] in Theoretisierungen zu Interdependenz oder Intersektionalität die unhinterfragte Grundlage der Untersuchung ihrer Komplexität und Bedingtheit« (Hornscheidt 2007: 72). Viele Autor\*innen verorten sich in ihren Arbeiten deshalb zunächst innerhalb der Debatten um Intersektionalität – sie rahmen ihre Arbeit – und zeigen auf, welche Kategorisierungen sie vor welchem theoretischen Zugang untersuchen, ob es eine, zwei, drei oder ganz viele sein werden.

## 1.4 Zwischen Struktur und Interaktion: Zur gesellschaftstheoretischen Rückbindung von Intersektionalität

Neben den Ansätzen, deren Fokus insbesondere auf die Anzahl und die Frage gerichtet ist, welches die relevanten Analysekategorien sein sollten, existieren ebenfalls Zugänge, die sich stärker mit der gesellschaftstheoretischen Verortung bzw.

der Rückbindung von Intersektionalität an gesellschaftstheoretische Modelle befassen.<sup>11</sup> Sie wirken damit Kritiken entgegen, wie sie bspw. von Lorey geäußert werden. Diese moniert, dass zahlreiche Ansätze zu Intersektionalität ihr gesellschaftskritisches Verständnis nur unpräzise oder implizit benennen (vgl. Lorey 2008: 133). So differenziert etwa Lenz zwischen vier Ebenen, auf denen sie die Ansätze von Intersektionalität verortet: Intersektionalität als Grundlage der Identitätsbildung, als sozialstrukturelle Ungleichheit, als politische Diskurse und Kämpfe sowie als kulturelle Repräsentation von Ungleichheiten und Differenzen (vgl. Lenz 2010: 160ff.). Eine explizite gesellschaftstheoretische Verortung bleibt jedoch aus. Intersektionalitätstheorien werden zudem bisher überwiegend verwendet, um Untersuchungen auf der Mikro- oder Mesoebene durchzuführen (vgl. Garske 2013: 247). Im Folgenden werden deshalb einige Ansätze vorgestellt, die Intersektionalität an verschiedene gesellschaftstheoretische Modelle oder Zugänge, an unterschiedliche ›Schulen‹ rückbinden.

Im deutschsprachigen Kontext hat Gutiérrez Rodríguez schon früh einen gesellschaftstheoretisch rückgebundenen Ansatz vorgelegt. Mit Bezug auf die Theorie der (kritischen) Dekonstruktion von Derrida bzw. Spivak plädiert sie dafür, den jeweiligen historischen Kontext in eine Analyse einzubeziehen. Es geht ihr darum, herausarbeiten zu können, wie Binaritäten als Gegensätze verstanden und in welchen Herrschaftsdynamiken sie produziert und reproduziert werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996: 163). Wissen wird stets innerhalb institutioneller Benennungspraktiken erzeugt, sodass gefragt werden muss, »wer redet, von wo aus und für wen?« (ebd.: 170). Soziale Kategorien – sie nutzt Geschlecht als Beispiel – können keine universellen Aussagen treffen, vielmehr gelten sie für jene, die sich über sie repräsentiert fühlen (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996: 166f.). Mithilfe der kritischen Dekonstruktion sieht sie die Möglichkeit, die Komplexität der Verhältnisse zu analysieren: »Über die kritische Dekonstruktion können wir auf die Verwobenheit der angewendeten Paradigmen, der eingenommenen Perspektive und der formulierten Aussagen in einem sozialen und historischen Raum aufmerksam machen, deren Dynamiken sichtbar machen und auf mögliche Wirkungen dieser hinweisen«, und sie schreibt weiter, »Dekonstruktion ermöglicht somit die Verortung und Kontextualisierung von Aussagen über deren Einbindung in Ein- und Ausgrenzungs-

11 Die hier angeführten Ansätze könnten ebenso im nachfolgenden Abschnitt zu den unterschiedlichen Modellen stehen. Sie werden in diesem Abschnitt verhandelt, da sie insbesondere einen gesellschaftstheoretischen Bezug aufweisen. Dies soll ihre konkreten Modelle zur Erfassung von Intersektionalität jedoch nicht schmälern. Die Unschärfe, die mit der Unterteilung zwischen den Modellen und der gesellschaftstheoretischen Rückbindung einhergeht, wird an dieser Stelle in Kauf genommen, um exemplarisch die verschiedenen Positionen verdeutlichen zu können, nicht aber um die Ansätze abschließend einzuordnen. Hier zeigt sich in sehr deutlicher Weise die eingangs skizzierte Ambivalenz der Kategorisierung der Ansätze.

mechanismen sowie das Aufspüren ihres Funktionierens in Herrschaftsverhältnissen« (ebd.: 185). Dabei erachtet sie die Verdeutlichung der eigenen Situiertheit, der eigenen perspektivischen Sicht, und die Berücksichtigung der politischen und historischen Verortung als zentral. Weiter ausgearbeitet hat sie ihren Ansatz in den 2010er Jahren. Gutiérrez Rodríguez knüpft nun an Puars Assamblage-Konzept an, um der »Emergenz, Fluidität und Kontingenz, die der temporären Überlappung unterschiedlicher Elemente und Segmente entspringen«, gerecht zu werden (Gutiérrez Rodríguez 2011: 96). Dabei betont sie, dass eine gesellschaftskritische Analyse zentral ist, um die Wirkungsweisen, Relationalität und Interdependenz von Macht und Herrschaft zu verstehen. »Eine solche Perspektive erfordert eine historische und gesellschaftliche Kontextualisierung der Diskurse, um sie in Relation zu ihrer geopolitischen Emergenz und ihren epistemologischen Prämissen setzen zu können.« (Ebd.: 97f.) Neue Begriffe entstehen stets vor einem spezifischen historischen und gesellschaftlichen Rahmen. Werden sie rezipiert, so geschieht dies häufig in einer ahistorischen Sichtweise. Gutiérrez Rodríguez plädiert deshalb dafür, eine Verbindung zwischen der Wissensproduktion und ihren (historischen) Bedingungen herzustellen, »[u]m soziale Tatsachen erfassen zu können, benötigen wir eine Theorie von Gesellschaft, die die sozialen Zusammenhänge als Widersprüche denkt« (Gutiérrez Rodríguez 2011: 100).

Aus dem US-amerikanischen Kontext stammend sind in diesem Zusammenhang auch Fenstermaker und West zu nennen, deren Ansatz auf der Ethnomethodologie<sup>12</sup> basiert. Ihr Interesse gilt – der Ethnomethodologie folgend – insbesondere den Konstruktionsprozessen, durch die soziale Ungleichheit entsteht. Fenstermaker und West gehen davon aus, dass »die ständige *Hervorbringung* von Ethnie, Klasse und Geschlecht [...] den Kern sozialer Ungleichheit bildet« (Fenstermaker/West 2001: 240, Herv. i.O.) und diese ihre konkrete Bedeutung erst durch soziale Interaktionen erhalten und damit je nach Kontext variieren können. Damit wird soziale Ungleichheit durch aktives Tun erzeugt, durch *Doing Difference*, wenngleich diese strukturbildenden Handlungen vor dem Hintergrund bereits bestehender Strukturen erfolgen. Fenstermaker und West sprechen hier von einem Wechselspiel situativen Handelns und sozialer Strukturen (vgl. ebd.: 242). Sie greifen ineinander, können ihre Wirkung allerdings erst in den Interaktionen relational entfalten, welche stets von normativen Erwartungen im Hinblick auf ein angemessenes und verständliches Handeln geprägt und durch Selbst- und Fremdkategorisierungen bestimmt sind. Institutionelle und kollektive Kontexte sind dabei für die

12 Die Ethnomethodologie befasst sich mit den aus alltäglichen Interaktionen entstehenden sozialen ›Tatsachen‹. Ihr Fokus liegt dabei auf den Methoden, mittels derer Interaktionen vollzogen werden (vgl. Patzelt 1987). Es handelt sich um einen Zugang, der nicht im klassischen Sinne als Gesellschaftstheorie bezeichnet werden kann, jedoch auf soziologischen Handlungstheorien basiert und deshalb hier genannt werden soll.

aktive Herstellung von Differenzen zentral. Fenstermaker und West erachten diese Dynamik als treibende Kraft zur Hervorbringung von Differenzen. »Bedeutung und konkrete Eigenschaften erhält die Differenz erst durch die jeweilige Interaktion bzw. den jeweiligen Kontext.« (Fenstermaker/West 2001: 247) Walgenbach kritisiert an dem Modell, dass Fenstermaker und West die permanente Hervorbringung von race, class und gender als Kern sozialer Ungleichheit sehen und damit eine dialektische Beeinflussung zwischen sozialen Strukturen und Interaktionen ausschließen. Doing Difference wird dann zur Ursache sozialer Ungleichheit, die im Ergebnis zu rassistischen und sexistischen Strukturen führt (vgl. Walgenbach 2007: 51).

Mit der Rückbindung von Intersektionalität an die Kritische Theorie haben sich Klinger und Knapp auseinandergesetzt. Klinger begründet ihren starken Fokus auf gesellschaftliche Verhältnisse mit den veränderten Rahmungen, die Intersektionalität betreffen (vgl. Klinger 2003: 16; Klinger/Knapp 2007: 31). Durch die Verschiebung des Fokus von Fragen der Gerechtigkeit hin zu Fragen der Anerkennung lösen sich ihres Erachtens die Kategorien Klasse, Rasse, Geschlecht zunehmend auf bzw. werden durch die Addition weiterer Kategorien pluralisiert. In der Folge verlagert sich die Aufmerksamkeit von der Struktur- auf die Identitätsebene: »Klasse, Rasse und Geschlecht treten gewissermaßen als individuelle ›Erlebnis‹qualitäten in Erscheinung und werden als solche ontologisiert oder naturalisiert/biologisiert.« (Klinger 2003: 25) Ohne angeben zu können, wie und wodurch diese als gesellschaftliche Kategorisierungen konstituiert sind, ist es Klinger zufolge jedoch sinnlos, auf die sich über- und durchkreuzenden Aspekte der Kategorisierungen in den individuellen Erfahrungen hinweisen zu können, es gilt vielmehr den Analysefokus auf die Fortschreibung und das Weiterbestehen bestimmter Formen von Über- und Unterordnung zu richten (vgl. ebd.: 25). Ihres Erachtens stehen Klasse, Rasse und Geschlecht, die die Autor\*innen als Verhältnisse beschreiben, »die auf ebenso unterschiedliche wie nachhaltige Weise die Ungleichheitsstruktur nahezu aller Gesellschaften prägen«, in eklatantem Widerspruch zu den Freiheits- und Gleichheitsidealen der modernen Gesellschaft (Klinger/Knapp 2007: 20). Sie werden zu dem historischen Zeitpunkt relevant, als hierarchische Weltbilder an Legitimation verlieren und sind für moderne Gesellschaften funktional. Diese beruhen laut Klinger auf Kapitalismus, Imperialismus und Patriarchat und entsprechen damit Klasse, Rasse und Geschlecht in ihren vielfältigen Konvergenzen, Überschneidungen und Verflechtungen (vgl. Klinger 2003: 36). Die Debatten um Intersektionalität und die dadurch scheinbar entstehende Fülle an Lebenslagen, die der Individualisierung und Fragmentierung Vorschub leisten, betrachtet Klinger als einen Vorwand, Differenz vermeintlich anzuerkennen, dabei jedoch jeder gesellschaftstheoretischen Analyse und Kritik die Basis zu entziehen und so bestehende Verhältnisse zu zementieren (vgl. ebd.: 33f.).

Ähnlich wie Klinger kritisiert auch Knapp die fehlende gesellschaftstheoretische Rückbindung. Sie sieht Intersektionalität als ein Passepartout, das neue Perspektiven eröffnet und zu mehr Komplexität in der Gesellschaftsanalyse anregt (vgl. Knapp 2008a: 138). Für Knapp überwiegt in den Debatten die subjektbezogene Perspektive, die die Rolle der Selbstwahrnehmung und Identitätskonstruktion in den Vordergrund rückt. Gesellschafts- und ungleichheitstheoretische Herausforderungen, die sich daraus ergeben, sind ihres Erachtens bislang kaum diskutiert worden (vgl. Knapp 2008b: 314). Für Knapp ist die intersektionale Herangehensweise eine Chance, stärker die Erträge feministischer Forschung in die Ungleichheits- und Gesellschaftstheorien einzubeziehen (vgl. ebd.: 315). Dabei gilt es, einen Zugang zu formulieren, der sowohl Zusammenhänge als auch Differenzen zwischen den Kategorien erfassen kann. Eine durch Intersektionalität inspirierte Gesellschaftstheorie sollte die impliziten Formen von Macht, Herrschaft und Ungleichheit thematisieren, die in den widersprüchlichen und spannungsreichen Konfigurationen von Vergesellschaftung auftreten (vgl. Knapp 2013: 350).

Klärungsbedarf sehen Klinger und Knapp beim Verhältnis von Kontinuität und Wandel im Hinblick auf Ungleichheitsformen wie auch relevante Strukturgeber von Ungleichheit (vgl. Klinger/Knapp 2007: 19). Knapp geht davon aus, dass »an keine der großen Traditionsstränge der soziologischen Gesellschaftstheorie ohne Weiteres angeknüpft werden kann. Weder an die Theorien der Moderne, noch an Theorien der Ungleichheit und auch nicht an die Kapitalismustheorien im engeren Sinne« (Knapp 2013: 350). Sie plädiert dafür, den intersektionalen Blick auf die Gesellschaft »in einem zeitdiagnostisch inspirierten Rahmen neu zu formatieren und zu situieren«, da sich »neue raum-zeitliche Konstellationen und Kräfteverhältnisse herausbilden, zu deren Analyse das überkommene Begriffsinventar nicht genügt« (ebd.: 351).

Einen etwas anderen gesellschaftstheoretischen Zugang wählt Schwinn. Von Ansätzen der Forschung zu sozialer Ungleichheit kommend, bezieht er sich insbesondere auf Kreckel und Bourdieu. Er konstatiert, dass die existierenden Theorien sozialer Ungleichheiten kaum Modelle bieten, verschiedene Ungleichheitsdimensionen in einen theoretischen Rahmen fassen zu können, sie bleiben stattdessen überwiegend nebeneinander stehen und konzentrieren sich auf einzelne Dimensionen (vgl. Schwinn 2007: 271). Für ihn bilden Geschlecht, Ethnizität und Klasse Strukturen, die durch weitere Faktoren sozialer Ungleichheit bestimmt sind. Kreckel folgend, erachtet er Bildung, Beruf und Einkommen als Kern der modernen Ungleichheitshierarchie (vgl. ebd.: 273). Dabei wirken die geschlechtlich organisierte familiäre Sozialisation, die Geschlechterdifferenzen (re-)produziert, und das Durchlaufen der Bildungseinrichtungen wie Filterinstitutionen (vgl. Schwinn 2007: 273f.). Schwinn kommt deshalb zu dem Schluss, dass die spezifische Art, wie Ordnungen lebensgeschichtlich durchlaufen werden, relevant für die Reproduktion sozialer Ungleichheiten ist. Die Verortung von Gesellschaftsmitgliedern

in der Ungleichheitshierarchie erfolgt dann primär über ihre Stellung in der Produktionssphäre (vgl. ebd.: 275). Er schlägt vor, Geschlecht, Ethnizität und Klasse als drei konvertierbare Machtressourcen zu konzipieren: »kulturelle Deutungs- bzw. Distinktionskompetenz, politische Macht und ökonomische Chancen«, die über konkrete Konstellationsanalysen untersucht werden sollten, um sich gegenseitig verstärkende, schwächende oder ausgleichende Effekte herausarbeiten zu können (Schwinn 2007: 283).

Garske stellt die Diskussionen um Intersektionalität in den Kontext der postmodernen Debatten um Universalismus. Für sie wird dort darüber verhandelt, »mit welcher Legitimität über »gesellschaftliche Strukturen«, also Ordnungssysteme jenseits der Ebene konkret beobachtbarer individueller Handlungen, überhaupt gesprochen werden kann« (Garske 2013: 252). Dabei sollten »Kategorien nicht nur als Differenzkategorien, sondern auch als Kategorien sozialer Verhältnisse« gefasst werden, »um gesellschaftliche Strukturen sozialer Ungleichheit besser analysieren zu können« (ebd.: 259). Mit Fraser – die sich zwischen der Kritischen Theorie und poststrukturalistischen feministischen Ansätzen verortet – plädiert sie dafür, Intersektionalität als vielschichtige Konstruktion von Identität zu fassen und die Orientierung auf der Makroebene beizubehalten (vgl. Garske 2013: 253). An O'Hanlon und Washbrook anschließend, weist sie darauf hin, dass dabei geklärt werden muss, wie »die Positionierungen von Subjekten in Verhältnissen sozialer Ungleichheit analysiert und kritisiert werden [können, M.B.], ohne dabei ein Sprechen von Subjekten aus marginalisierten Positionen unhörbar zu machen« (ebd.: 255).

Die bisherigen Ansätze, Intersektionalität gesellschaftstheoretisch rückzubinden, zeigen, dass die Idee, Machtverhältnisse als komplex, sich durchdringend, überkreuzend oder axial zu denken, breite Anschlussmöglichkeiten an gesellschaftstheoretische Modelle bieten. Garske bringt es auf den Punkt, wenn sie schreibt, dass es sich um eine »fortgesetzte Auseinandersetzung zwischen Kritischer Theorie und Poststrukturalismus bzw. postmoderner Dekonstruktion« handelt (Garske 2013: 246). Dies kann einerseits als Stärke gedeutet werden, Intersektionalität ist damit ein Thema, das für viele wissenschaftliche Strömungen und Modelle die Möglichkeit bietet, aufgegriffen zu werden. Andererseits impliziert dies zugleich eine gewisse Unschärfe, die viele Optionen zur (theoretischen) Ausgestaltung lässt, wie im nächsten Abschnitt deutlich werden wird.

## 1.5 Wie Intersektionalität denken? Modelle, Metaphern und Figuren zur Beschreibung komplexer Machtverhältnisse

Seit Beginn der Debatten um Intersektionalität sind zahlreiche Versuche erfolgt, die komplexen Machtverhältnisse theoretisch zu fassen – einige wurden bereits in den vorherigen Abschnitten angeführt. Dafür wurden und werden sowohl Modelle